

Städtebau heute – Krise der Technokratie

Von Bernd LÖTSCH

Die Umweltkrise hat viele Gesichter: die Energiefrage, industrialisierte Agrarmethoden und ihr Zerstörungswerk, die Verunmenschlichung der Städte.

Wie ein überforderter Feuerwehrmann, um den herum immer wieder neue Flammen hochzüngeln, hetzt der Naturschützer von einem Krisenherd zum anderen.

Und während wir fast alle unsere Kräfte in die Energiedebatte werfen, gehen unsere Städte vor die Hunde: *Die Hunde sind aus Blech.*

Nach jahrzehntelanger gedankenloser Dezimierung städtischen Grüns (hauptsächlich wegen der Flächenansprüche des Kfz-Verkehrs) sind eben die *Reste* dieses Grüns plötzlich – fast ohne Vorwarnung – 1973 innerhalb eines Jahres zur kommunalpolitischen Schicksalsfrage geworden. Sowohl in Wien als auch in Graz stürzten Anfang der siebziger Jahre Bürgermeisteresseln wegen der Unterschätzung des zunehmenden Umweltbewußtseins ihrer Bürger. Mit einem Ernst, der selbst Naturliebhaber verblüffte, wurde in Wien von den Kandidaten sämtlicher Fraktionen nun eben der Baum zum tragenden Wahlkampfthema gemacht.

Und während sie einander mit Baumschutzparolen zu überbieten suchten, mögen sie sich insgeheim gefragt haben, was denn da in der Bevölkerung vor sich gegangen sei. Selbst das Wort *Hysterie* fiel in diesem Zusammenhang. Nun gut, dann eben Hysterie – würde dies doch nur beweisen, daß die Mehrzahl unserer Bürger die Lebensfeindlichkeit und den Naturverlust der modernen Großstadt so unerträglich findet, daß es bereits zu hysterischen Reaktionen kommt.

Die Großstadtkrise wird immer offensichtlicher: Umwelthygienisch ist sie objektiv feststellbar an der Zunahme chronischer Atemwegerkrankungen bei Großstadtkindern (selbst in der warmen Jahreszeit) und an der Verdoppelung der Lungenkrebsrate in Ballungsräumen alle 20 Jahre, kenntlich auch an der Zunahme von Schlafstörungen durch Verkehrslärm bei geschlossenen Fenstern. Die Krise zeigt sich auch ästhetisch – an der Verhäßlichung der Stadtszenerie – und nicht minder besorgniserregend: soziologisch, charakterisierbar etwa durch das Phänomen des „Masseneremiten“, des alten Menschen, der sich nicht mehr auf die Straße wagt. Hier mündet die Umweltkrise in soziales Unrecht, wenn man Kinder, Frauen und alte Leute zum Strandgut einer Autogesellschaft macht, ihnen Spielwelt, Lebens- und Erlebnisraum zerstört, das kostenlose Vergnügen eines Spazierganges in guter Luft und beglückender Stadtlandschaft unmöglich macht und dann auf die fünfzig Mark pocht, die man dem Rentner monatlich mehr zahlen kann. Sozialen Ausgleich ausschließlich materiell verwirklichen zu wollen, nach der einfältigen Formel: „Kaufkraft ist gleich Lebensglück“, gehört zu den gefährlichsten Verirrungen moderner Sozialpolitik.

Der stereotype Hinweis auf materielle Steigerungsraten soll die Menschen über den progressiven Verlust an Lebensqualität hinwegtäuschen: Konsum als Opium des Volkes.

Man setzt der Bevölkerung ausschließlich materielle Zielvorstellungen, um diese dann – mit Machtgewinn für beide Sozialpartner – zu befriedigen (die einen wollen mehr produzieren, die anderen mehr konsumieren). Das Erwachen im zerstörten Lebensraum wird fürchterlich werden, sobald die Betäubung durch wachsenden Konsum nicht mehr möglich sein wird. 1985 werden möglicherweise bereits drei Viertel der Bevölkerung Deutschlands in Ballungsräumen leben.

Welche Lösungsvorschläge beherrschten das architektonische Denken der letzten Jahrzehnte? „Die Städte der Zukunft werden 60 oder 70 km lang sein, Nachbarstädte werden zusammenwachsen zu einem gewaltigen, steinernen Gebilde, verbunden durch ein Netz der Elektrizität, jeder Bewohner an der Nabelschnur der Zivilisation.“ (R. K. Seals, 1929)

„Architektur bedient sich rückhaltslos der stärksten Mittel. Maschinen haben von ihr Besitz ergriffen und die Menschen sind nur noch geduldet in ihrem Bereich.“ (Manifest von Hollein und Pichler, Wien 1964)

„Unsere alten Stadtkerne mit ihren Domen und Münstern müssen zerschlagen und durch Wolkenkratzer ersetzt werden.“ (Le Corbusier, um 1923)

Durch eine verfahrenere Ausbildung verwirrte Architekten- und Designerhirne sehen den Ausweg in noch mehr Technisierung, in Städten wie Maschinen – als ob die gesichtslosen Fertigteilkasernen moderner Neustadtviertel nicht schon genug Psychotiker hervorgebracht hätten. Sehen wir einmal ab von ökonomischen Sachzwängen, messen wir die Architekten nicht daran, wozu sie mißbraucht werden, sondern daran, worauf sie stolz sind (es gibt ja genug preisgekrönte Objekte) und stellen wir die Grundsatzfrage: kann die technoide Formensprache der Gegenwartsarchitektur Urbanität, Behaglichkeit, Stimulation, Lebenswürdigkeit neu schaffen? Ist sie nicht der Kontrast zu all dem?

Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn oder

Die Veränderung der Stadt

Die neue Bildermappe von **Jörg Müller**

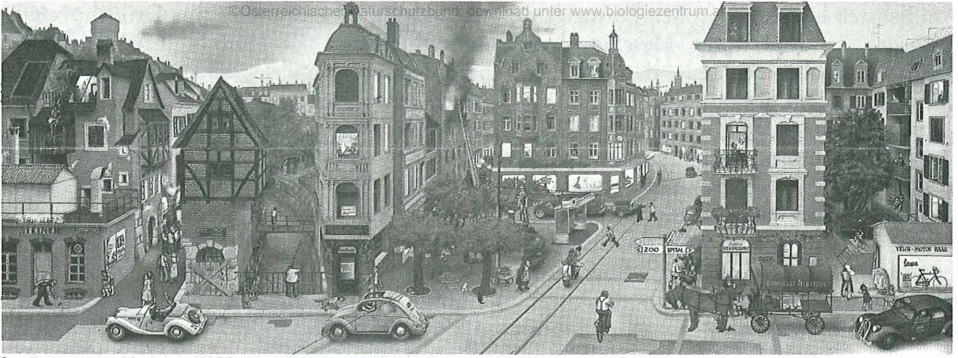
in Zusammenarbeit mit **Heinz Ledergerber**

Methodisch-didaktische Anleitung von **Anne Oehm**



Um sich wohnlich zu fühlen, braucht der Mensch Ge-Wohntes, und nicht noch eine Architektengeneration, die aus verkrampftem Originalitätswollen, aus der Sucht zur Selbstdarstellung oder pathetischer Übersteigerung des Technischen die Wohnumwelt bis zur Unkenntlichkeit verfremdet – an alles denkt, nur nicht an den Menschen, – ein Architektentyp, der, wenn das Publikum protestiert, noch immer nicht auf die Idee kommt, er könnte als Lebensraumgestalter versagt haben, sondern sich als unverstandener Künstler fühlt (obwohl im Bauen noch nie so wenig Kunst war wie in dieser Zeit).

In seinem bereits 1948 geschriebenen „Verlust der Mitte“ weist der Kunsthistoriker Hans Sedlmayr auf den technomorphen Tick einer ganzen Architekten-Generation hin, wie sie Merkmale von Maschinen, Eisenbahnwaggons, Flugzeugen auf Häuser überträgt, Heizungsrohre und Lüftungsschächte hochglanzpoliert als beherrschende Gestaltungselemente zur Schau stellt. Kahle Nacktheit wird zur Tugend – „Pathos des Sachlichen“.



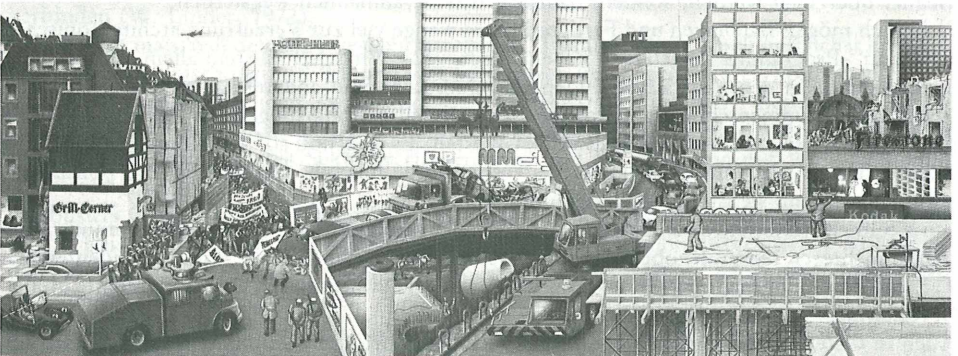
2 Donnerstag, 16. August 1956

Ökologisch betrachtet, sind die Bauten der Neuen Sachlichkeit (und ihrer unheilvollen Spätfolgen, die mit geringfügigen Abwandlungen das heutige Bauen beherrschen) gar nicht funktionell. Man denke an den schlechten Wärmehaushalt, den durch mangelnde Rücksicht auf das Klima künstlich geschaffenen Bedarf an teurem Airconditioning oder die schlechte Lärmsolierung. Und der Mensch hat auch seelische Ansprüche. Schönheit ist Funktionserfüllung für die Seele. Ästhetische Funktionen bleiben unerfüllt – ja, mehr noch, man tritt sie mit Füßen.

Sicherlich, auch diese Architektengeneration hat ihre ästhetischen Ideale – aber die konzentrieren sich meist auf die geometrische Großform, wie sie sich höchstens dem Beschauer aus dem Flugzeug offenbart – oder der Vogelperspektive eines Architekturmodells. Aber der Bürger sieht seine Stadt nicht aus dem Flugzeug. . .¹

Sein Blick rutscht ab an kahlen Fassaden – um sie zu erfassen muß man Abstand gewinnen –, sie sind „abstoßend“, Auge und Geist finden keine Stimulation. Nicht zufällig sind „reizend“ und „reizvoll“ Worte für „anziehend“ und „besonders schön“.

Die „Neue Sachlichkeit“ des Bauens ist nicht sachlich, denn sie ist nicht menschengerecht. Sie müßte „Neue Dürftigkeit“ heißen – wobei die Formverarmung ursprünglich keineswegs aus wirtschaftlicher Not sondern aus „künstlerischer Überzeugung“ durchaus freiwillig geschah.



7 Dienstag, 3. Oktober 1972

Sauerländer

¹ Auf die schlechten Wohnbedingungen seiner gläsernen Wohntürme am Lake Michigan angesprochen, antwortete Mies van der Rohe: „Worum es mir ging, war die skulpturale Wirkung des Glases – und die habe ich erreicht.“ (Laut pers. Mitteilung seines damaligen Freundes und Gesprächspartners Victor Gruen).

Am liebsten hätten die großen Formgeber dieser Zeit alle Menschen in graue Drillchiveralls gekleidet, so sehr waren Maschinenhalle und Arbeitswelt das Leitbild ihres Schaffens. Natürlich spielten die Leute da nicht mit – aber eine dünne modisch-elitäre „Oberschicht“ öffnete sich dem neuen Design, so daß die „Neue Dürftigkeit“ nicht nur über Schuhfabrik und Bürohaus, sondern – paradoxerweise – über eine Reihe von Millionärsvillen ihren Einzug in die internationale Architektur hielt (vgl. z. B. die Villa Stein oder gar die Villa in Vancresson, von Le Corbusier und Pierre Jeanneret, die von Ahnungslosen für irgendeinen Funktionsbau – etwa Pumpenhaus oder Trafostation – gehalten werden könnte).

Bei einem Vortrag vor englischen Architekten, in dem ich den Standpunkt vertrat, daß die Londoner City zweimal zerstört worden sei – zuerst von den deutschen Luftangriffen und dann von den Neubauten der englischen Nachkriegs-Architekten – und weiter: daß Österreich besonderen Grund zur architektonischen Gewissenserforschung habe, da der radikale Purismus des genialen Wieners Adolf Loos den Siegeszug der „gottlosen Geraden“ (Hundertwasser) mitbereitet hätte, antworteten die Engländer, sie seien über weite Strecken einer Meinung mit unseren Thesen – wir sollten uns aber in unserer berechtigten Kritik nicht an den großen Wortführern der „Neuen Sachlichkeit“ vom Anfang dieses Jahrhunderts vergehen. Diese Revolutionäre hätten die Architektur „befreit von der Lüge des 19. Jahrhunderts“, hätten sie – ein Exempel des Anfangs statuierend – „gesäubert von allen Sünden des Historismus und des Ornaments“ – in einem „reinigenden Fegefeuer“ sondergleichen. Gut denn – ein Fegefeuer also. Aber ein Fegefeuer, das so lange brennt, wird zur Hölle.

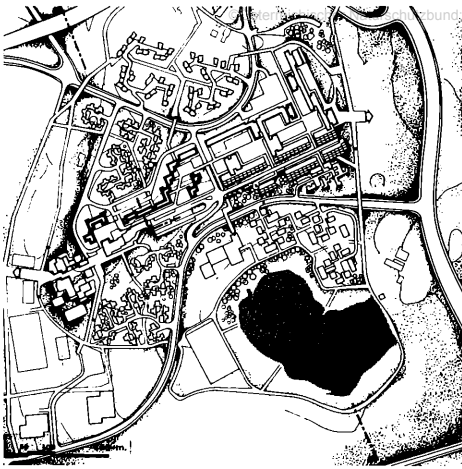
Gerade der Architektenstand hat in jüngster Zeit selbst die geistvollsten Kritiker jener Techno-Diktatur des Bauens hervorgebracht, die vom kleinsten Formdetail bis zur Gewalttätigkeit im Großen reicht (z. B. das illustrierte Sündenregister „Bauen als Umweltzerstörung“ des Schweizer Rolf Keller). Auch an der Technischen Universität Wien entsteht ein Widerstandsnest junger Architekten. In Auflehnung gegen die Dogmen des bisherigen Architekturbetriebes diskutiert man wieder über Einbindung in die Regionalkultur, über Klima- und Menschengerechtigkeit. Auch in diesen Architekten wirkt noch etwas nach von der jahrzehntelangen formalen Inzucht und ästhetischen Selbstdressur auf das technoide Design. Aber insgesamt ist dies wohl ein Generationenproblem. Nach einem Ausspruch von Max Planck pflegen sich Neuerungen in der Wissenschaft ja nicht in der Weise durchzusetzen, daß die Gegner überzeugt werden, sondern dadurch, daß sie allmählich wegsterben.

Sicherlich mögen Bauherren und Fertigteile-Sachzwänge viel zur Verzerrung architektonischer „Human“-Programme beigetragen haben. Aber – das Wirtschaftssystem allein scheint nicht entscheidend: In den Vorstädten Budapests, Ostberlins und anderer Ostmetropolen finden sich dieselben unmenschlichen „Profitquader“, dieselben Entartungen des „Sozialen Wohnbaues“ wie im sogenannten kapitalistischen Westen. Es ist schon so, wie Konrad Lorenz und Hans Sedlmayr seit Jahren betonen: die Technokratie herrscht unabhängig von politischen Ideologien. Denn sie ist eine Ideologie für sich.

Ein Regimekritiker und Dissident des Ostens findet wenigstens im Westen Anerkennung (was sich in mehreren Literaturnobelpreisen widerspiegelt). „Regimekritiker“ und Dissidenten der Technokratie hingegen haben in der Regel – trotz wachsender Anhängerschaft in der Bevölkerung – die Mächtigen beider Lager gegen sich.

Auch in Österreichs Provinzen hat man es fertiggebracht, die allerhöchsten Hochhäuser auf die allerbilligsten Grundstücke zu bauen. Flächensparnis war hier uninteressant – unhaltbar auch das Schlagwort von der „Landschaftsschonung durch Verdichtung“ – bedeuten die weithin sichtbaren Klötze doch den brutalsten optischen Landschaftsverbrauch. Ist die tiefere Ursache in einem „Hochhaus-Komplex“ ländlicher Bürgermeister zu suchen?

Dort, wo man führenden Architekten aus aller Welt die Chancen zur totalen Selbstverwirklichung geboten hat – etwa in Brasilia oder beim Aufbau des total zerstörten Rotterdam, wo



Stadt in der Landschaft: ISLE D'ABEAU

Links: Lageplan des Stadtviertels Servenoble Südöstlich von Lyon – auf halbem Wege nach Chambéry und Grenoble – entsteht eine neue Stadt, deren Konzeption für Frankreich einzigartig ist. Sie soll 250.000 Einwohner aufnehmen und bis zum Jahr 2000 fertiggestellt sein.

Aus: Garten und Landschaft 7/76

man gleichsam bei Null anfangen konnte, nicht eingeschränkt durch kleinliche Eigentumsrücksichten oder Geldknappheit – sind Städte entstanden, in denen sich die Menschen nicht wohlfühlen, in denen sie nicht bleiben mögen, aus denen sie bei jeder Gelegenheit fliehen – wie etwa die brasilianischen Regierungsbeamten, die jedes Wochenende per Flugzeug eilig zurückfliegen in die alten Städte, ein totes Utopia hinterlassend, dessen Stadtzentrum aus einer riesigen Autobahnkreuzung (!) besteht, flankiert von technomorphen Monstern.

Bei Null beginnen mit dem Städtebau – das war auch die Idealvorstellung des französischen Architekturprogrammatikers Le Corbusier. In seiner genialen Irrlehre, der Charta von Athen (1933), forderte er die Aufteilung des städtischen Raumes in die Spezialbereiche „Wohnen“, „Arbeiten“, „Erholen“ und „Verkehr“, in funktionelle Monokulturen also.

Durch diese Vierteilung des Stadtraumes wurde auch sein Bewohner gevierteilt. Verkehrend nur mehr kann er ganzer Mensch sein, indem er immer mehr Zeit, Geld und Nerven aufwendet, um im Auto planvoll umherirrend die drei übrigen Lebensbereiche miteinander zu verbinden (W. Linder, 1972).

Heute weiß man, daß derartig „verkehrserregende“ Planungen nur durch möglichst kleinkörnige Funktionsmischung und Bildung von Subzentren umgangen werden können, um einen Teil der nervenzerrüttenden Zwangsmobilität überflüssig zu machen². Besondere Chancen dazu wird das Wirtschaftsleben der Zukunft bieten, das sich stärker in den tertiären, qualitäts- und dienstleistungsbetonten Sektor verlagern wird und die Mischung mit Wohnfunktionen sehr wohl gestattet.

Corbusiers Geist wirkt noch lange nach – sowohl seine naiv-exaltierte Maschinenästhetik und sein technischer Purismus in der Formgebung, als auch die von ihm propagierten Wohntürme und Wohnscheiben inmitten sterilgrüner Gemeinderasen, offen, nackt und ungeschützt gegenüber dem Verkehrsgeschehen.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß diese riesenhaften Vertikalarchitekturen und monoton gerasterten Betonfassaden ausschließlich ökonomisch erzwungen worden seien. Als Ideen sind sie viel älter, als die sie bedingenden Sachzwänge:

In Le Corbusier's Buch „Kommende Baukunst“ (1926) finden sich bereits Skizzen jener Betonmonster – als ersehnte ästhetische Visionen – lange bevor es eine machtvolle Fertigteilmobilbauindustrie gab. Die architektonischen Wunschbilder eilten der Bauindustrie voraus – voll Begeisterung erhoben sie die Technologie zum neuen Gott des Bauens, Sachzwänge mitbe-

²Vergleiche dazu die Arbeiten von Jane Jacobs und Victor Gruen.

gründend, die heute zum Verhängnis werden.³ Auch vom Standpunkt der besten Flächenausnutzung hat sich diese Form des Nachkriegs-Städtebaues als Trugschluß erwiesen, wie bereits in einer 1957 erschienenen³ Studie der deutschen Bauakademie gezeigt wurde.

Wir wollen nicht mißverstanden werden. Unsere Kritik richtet sich nicht gegen einzelne Architekten. Warum sollten sie weniger begabt sein, als der Durchschnitt ihrer Vorgänger? Unsere Aussagen richten sich gegen Grundthesen und Planungsgesinnung der zeitgenössischen Architektur als tragisches geistesgeschichtliches Phänomen, das außerhalb des Verantwortungsbereiches des einzelnen Architekten liegt, weil er in diesem Geist ausgebildet wurde und aus diesem Geist seine Aufträge erhält. Im Gespräch mit Architekten glaubt man manchmal, sie verstünden ohnehin, was Kulturschützer und Humanökologen an ihren Neubauten in Landschaft und Stadtensemble so verheerend finden („Kistenmacher im Büßerhemd“, charakterisierte ein „Spiegel“-Mitarbeiter ihre augenblickliche Situation). Sie formulieren dann meist mitreißende „Humanprogramme“, berufen sich auf Biologie und Soziologie, neuerdings sogar auf den ästhetischen Reiz und Erfahrungsschatz des anonymen Bauens – und behaupten schließlich, ohnehin seit jeher von diesem Geist durchdrungen gewesen zu sein. Tritt man dann vor manche ihrer Werke, kommt man zum Schluß, daß Architekten eigentlich großartige Leute wären – sofern es nur gelänge, sie vom *Bauen* fernzuhalten.

Bei einer Diskussion in der Architektenkammer, Wien, gab man uns nach 3stündigem Wortgefecht zahlreiche Krisenerscheinungen des Architekturbetriebes zu, meinte aber, es sei ungerecht, ausgerechnet mit den Architekten so hart ins Gericht zu gehen. Auch andere Berufe – etwa die Ärzteschaft – steckten in der Krise. Unsere Entgegnung war, daß die Ökologen auch bereit seien, uns zum gegebenen Zeitpunkt der Mediziner anzunehmen, nur – deren Fehler deckt nach einigen Jahren der grüne Rasen. Wie anders ist dies bei den Sünden der Architekten...

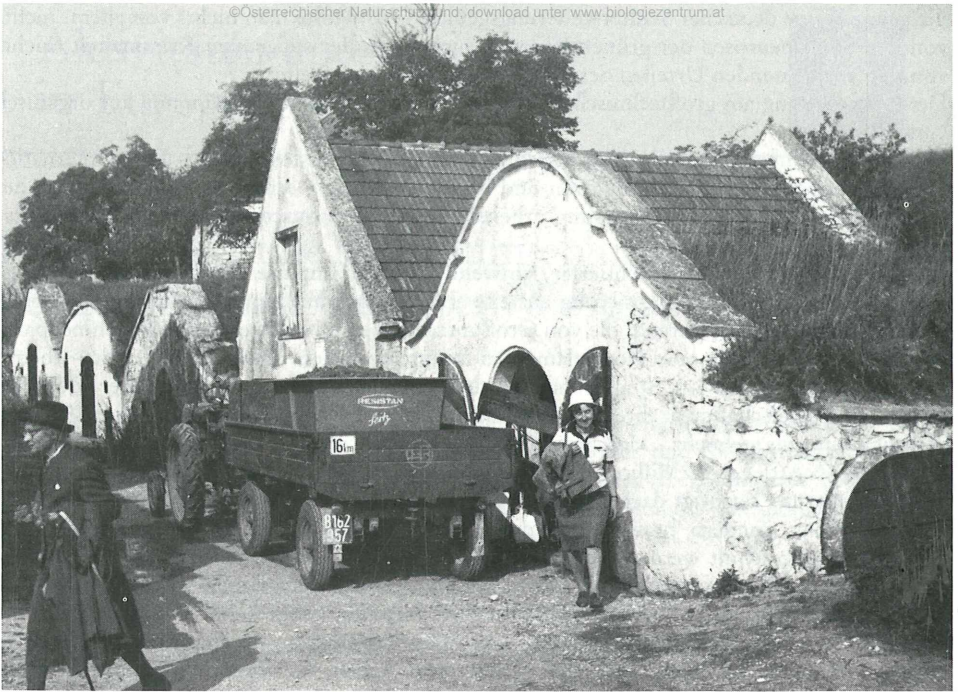
Die Krise des modernen Städtebaues hat keine technische Lösung – ist sie doch aus einem „Zuviel“ an Technik und einem „Zuwenig“ an menschlichem Maß entstanden. Es gilt, die ökologische Lösung gegen die technische zu stellen. Unsere Arbeiten sind nichts anderes als die Suche eines Ökologen nach dem menschlichen Maß. Auf dieser Suche nach längst vorhandenen, gelungenen Lösungen durchforschen wir (angeregt durch die Bücher Roland Rainers) alte Stadtkulturen – nicht nur Beispiele aus unseren Breiten, sondern aus Kulturkreisen mit viel älteren städtebaulichen Traditionen wie denen Südeuropas, des Orients und des Fernen Ostens. Der alte persische Städtebau, zum Beispiel, mit seinen Lehmkuppeln, Atriumhäusern, engen und daher selbstbeschattenden Gäßchen, fand zu klimagerechten Lösungen ohne teures Airconditioning und schuf menschengerechte Urbanstrukturen ohne Computerplanung. Er repräsentiert den akkumulierten Erfahrungsschatz hunderter Generationen – und damit ungleich mehr Weisheit als eine Generation westlichen Fertigteilbauens – mit dem man heute die Städte des Orients ruiniert; nicht nur die Städte ruiniert, sondern auch bodenständiges Bauhandwerk, Energiebilanz und die Familienstrukturen – den angepaßten Lebensstil (samt Schlafen auf dem Dach, Kleintierhaltung, Leben im Großfamilienverband usw.).

Man sollte nicht nur die Natur, sondern auch Bauformen mit den Augen des Ökologen betrachten, sie als klimatische Anpassungen verstehen lernen. Da diese Denkweise den Biologen näher lag als den Bauhistorikern und Ethnographen, wußte man bis vor kurzem über die bioklimatischen Funktionen von Termitenbauten genauer Bescheid als über die in Jahrtausenden vervollkommenen passiven Kühlsysteme arabischer oder persischer Häuser.

Bauen als klimatische Anpassung – das gilt für die ungebrannten Lehm-Stroh-Ziegel,⁴

³ Göderitz, Rainer, Hoffmann 1957: Die gegliederte u. aufgelockerte Stadt (Verl. E. Wasmuth Tübingen) vgl. dazu auch: Potyka, H. 1970: Verdichteter Flachbau (Karl Krämer Verlag Stuttgart)

⁴ Die Mischung aus getrocknetem Lehm mit Strohhäcksel hat die dreifache Wärmeisolation gleich dicker Betonwände.



Hackelsberg (Bgl.)

Windtürme, Zisternensysteme und introvertierten Hofarchitekturen des Orients, gilt für die Arkaden Südeuropas (welche Fassaden und Fenster vor der hochstehenden Sommersonne schützen, die tiefstehende Wintersonne aber in die Räume scheinen lassen), gilt auch für die dickwandig kleinfenstrigen und rohgedeckten Häuser der ungarischen Tiefebene (z. B. jene südeuropäisch anmutenden Höfe der heiß-trockenen Seesteppe im Burgenland, wo sich die übereilt hineinmodernisierten Riesenglasscheiben katastrophal auf das Innenklima ausgewirkt haben), gilt schließlich bis zum vielgelästerten „Alpenhut“, dem alpinen Satteldach, welches den rauen Bergwettern besser standhält als jedes Flachdach. Landschaftsschutz hat in Europa fast ausnahmslos mit Kulturlandschaften zu tun. Landschaftsgebundenes Bauen hat daher kulturgebunden zu sein, soll es nicht zur totalen Verfremdung des Landschaftsbildes kommen. In den letzten Jahrzehnten haben viele Architekten den Wunsch des Bauherren oder der Behörde nach einem Satteldach geradezu als „unsittlichen Antrag“ empfunden und das Flachdach propagiert. Das alpine Dach wird aber nicht nur ästhetisch befriedigend empfunden (solange bestimmte Dimensionen nicht überschritten werden). Es ist eben klimatisch bedingt. Aber nicht nur das Klima ist regional. In viel höherem Maße ist es die Kultur.

Kultur charakterisiert das Geistesleben einer Region, Zivilisation verwischt es. Zivilisation ist materialistisch, utilitaristisch, käuflich und international im schlechtesten Sinn. Kultur hingegen geht über das Nur-zweckmäßig-Rationale hinaus. Kultur ist das Produkt einer langen Evolution. Geht es in der biologischen Evolution um die Entstehung von *Arten*, könnte man die kulturelle Evolution definieren als Entstehung von *Eigenarten*.

Mehr kulturelles Selbstbewußtsein täte not. Aber während jährlich Hunderttausende in die alten Städte wie Bamberg, Rothenburg oder Salzburg pilgern, um in den schmalen Gassen mit ihren Erkern, Höfen und Brunnen noch den Zauber echter Urbanität zu erleben, klotzt das offizielle Bauen ein „Märkisches Viertel“ und eine „Großfeldsiedlung“ nach der anderen auf

die grüne Wiese deutscher Stadterweiterungsgebiete – als wüßte man nichts von allem, nichts von den Sozialneurosen der grünen Witwen, nichts von der steigenden Kriminalität, nichts von den vernichtenden Urteilen der Psychologen und Sozialhelfer.

Der Verzweiflung am großtechnisch Machbaren folgt nun die Rückbesinnung auf organisch Gewachsenes.

Dies hat auch umweltökonomische Aspekte. Steigende Arbeitslosenraten – Folge internationaler Marktsättigung, Überproduktion und Rationalisierung – erfordern neue Strategien der Arbeitsplatzsicherung: die Förderung arbeitsintensiver, ressourcenschonender Wirtschaftszweige.

Ein gutes Beispiel qualitätsorientierter, umweltkonformer Impulse für unsere Wirtschaft ist Altstadtsanierung und -revitalisierung anstelle erholungsraumzerstörender Fertigteilkasernen und Profitquader am Stadtrand, die von Großunternehmen mit aufwendigem Maschinenpark, aber weniger Arbeitern, aus Normelementen montiert werden. Diese Bautätigkeit – ebenso wie der hochrationalisierte Straßenbau, bei dem einige Hilfsarbeiter nahöstlicher Herkunft hinter einer landschaftsverzehrenden Großmaschine einherschreiten – ist weniger Arbeitsplatzsicherung als vielmehr „Maschinen-Amortisation“ (wenn etwa auf deutschen Autobahnbaustellen 60 Arbeiter 30 Millionen DM verbauen).

Altstadtsanierung benötigt dagegen kaum technische Energie und wenig Rohstoffe, ist nicht rationalisierbar, sondern braucht hochqualifizierte Handwerker und Bauleute (die dafür allerdings neu geschult werden müssen), gibt dem kleinen Baumeister wieder eine Chance, macht Stadtviertel wieder lebenswert und attraktiv und erhält kulturelle Werte.

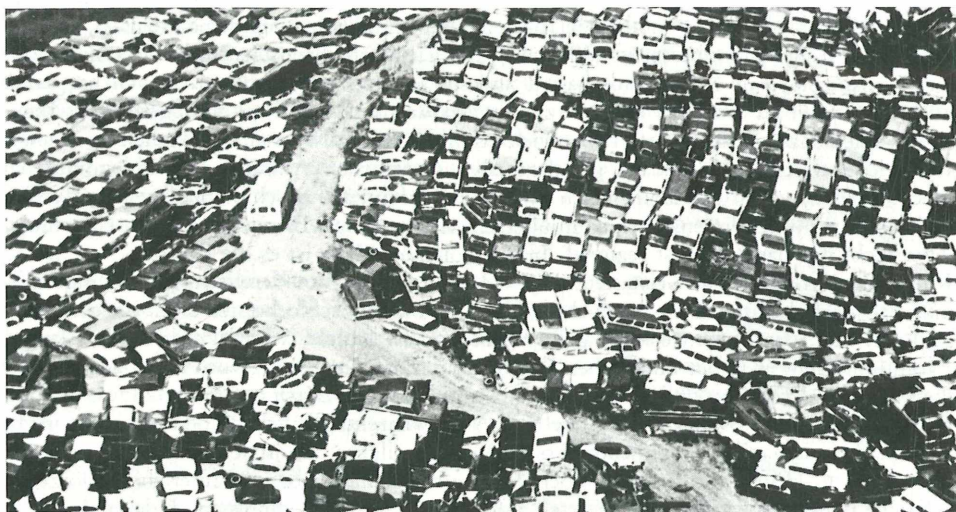
Und noch ein Argument: Dieser wirtschaftlichen Aktivität droht keine Sättigung, denn hat man eine Stadt wie Salzburg oder Krems von vorne nach hinten durchrenoviert, kann man wieder von vorne anfangen: ständiger Einsatz von Arbeit zur Erhaltung hochgeordneter, kultivierter Strukturen – auch dies ist ein Prinzip, das im Bereich des Lebendigen (nämlich bei der Erhaltung von Organismen) längst in analoger Weise verwirklicht ist.

Anschrift des Verfassers

Univ.-Doz. Dr. B. Lötsch

*Institut für Umweltwissenschaften
und Naturschutz*

1010 Wien, Burgring 7



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1979

Band/Volume: [1979_2](#)

Autor(en)/Author(s): Lötsch Bernd

Artikel/Article: [Städtebau heute - Krise der Technokratie 67-74](#)